

Medard Kehl SJ

Prof. P. Dr. Medard Kehl SJ, geboren 1942 in Berlin, trat 1961 in den Jesuitenorden ein und empfing 1969 die Priesterweihe. Promoviert wurde er in Tübingen bei Prof. Walter Kasper. Seit 1976 lehrt er als Dozent und seit 1980 als Lehrstuhlinhaber Dogmatik an der Hochschule der Jesuiten Sankt Georgen in Frankfurt am Main.



Medard Kehl SJ

Ordensleben heute zwischen Stabilität und Mobilität

Unsere Werke feiern Jubiläum – wo stehen wir Ordensgemeinschaften?¹

Der Titel meines Vortrags enthält eine Unterscheidung, die in allen Orden, auch bei uns Jesuiten, in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen hat. Wir mussten mit der Zeit alle unterscheiden lernen zwischen den *Werken* eines Ordens, die sich mit der Zeit sehr gewandelt haben und die wohl auch gerade deswegen bis heute in voller Blüte stehen, auf der einen Seite und auf der anderen Seite den *Ordensgemeinschaften*, die diese Werke ins Leben gerufen haben, die jahrzehntelang darin gearbeitet haben und die häufig auch noch die Trägerschaft der Werke innehatten. Werk und Kommunität bildeten lange Zeit eine ungeschiedene Einheit; beim Dominikus-Ringeisen-Werk hier in Ursberg 112 Jahre lang – bis 1996. Inzwischen sind fast alle pädagogisch, sozial und karitativ tätigen Ordensgemeinschaften dabei, die Kinderheime, die Schulen, die Krankenhäuser, die

Wohn- und Werkstätten für behinderte Menschen, die Altenheime usw. aus der letztverantwortlichen Trägerschaft des jeweiligen Ordens zu entlassen und die Trägerschaft der Diözese, einer Stiftung oder sonst einem Trägerverein zu übertragen. Den Orden gehen hier-

Von der Auflösung der gesellschaftlichen Milieus in den vergangenen Jahrzehnten sind auch die Orden betroffen. Zahlreiche sozial-karitative Werke wurden in neue Trägerstrukturen überführt. Doch die Präsenz der Ordensleute bleibt fundamental: Erst ihre Lebensform verleiht den weiterhin lebendigen Werken Authentizität.

zulande aufgrund eines lang anhaltenden Nachwuchsmangels und der damit verbundenen Überalterung zunehmend die Kräfte aus, ihre großen Werke noch

ganz in eigener Verantwortung leiten zu können. Sie sind daher meist nur noch in relativ kleiner Zahl in diesen „ihren“ Werken tätig.

Das ist auf der einen Seite sehr betrüblich. Denn für viele Ordensgemeinschaften, die mit ihrem Werk fast identisch waren, die sich über ihr Werk definiert haben, stellt sich heute zwangsläufig die Frage nach ihrer Identität und ihrer Sendung. Auf der anderen Seite – und das ist das Erfreuliche und Erstaunliche – scheint diese immer noch weiter gehende Entflechtung von Werk und Kommunität den Werken nicht zu schaden. Im Gegenteil: Sie werden weiterhin von der Bevölkerung sehr geschätzt und gesucht, natürlich bei vielen auch mit einem leisen oder lauten Bedauern, dass zu wenige Schwestern oder Brüder noch aktiv darin mitarbeiten. Ich möchte mich im Folgenden auf zwei Fragenkreise beschränken:

1. Was steht eigentlich hinter dieser Entwicklung der Entflechtung von Werken und Ordensgemeinschaften? Was hat sich denn in den vergangenen 125 Jahren, vor allem aber in den letzten 30 bis 40 Jahren im Verständnis von Kirche und Orden so tiefgreifend gewandelt, dass es zu dieser Entwicklung gekommen ist? Wodurch sind also die lang anhaltende Tradition und Stabilität der Orden in Bewegung geraten? Was hat uns zu neuer Mobilität in der Gestaltung unserer Werke und unserer Gemeinschaften veranlasst?

2. Welche realistischen und doch zugleich Hoffnung weckenden Perspektiven gibt es für die betreffenden Ordensgemeinschaften, die jetzt ihre Identität und ihre Sendung nicht mehr vornehmlich aus ihren diakonischen und pädagogischen Werken beziehen können?

Was könnten jetzt und in Zukunft ihre wichtigsten Identitätsmerkmale und ihre Hauptaufgaben im Dienste der Kirche und des Reiches Gottes sein?

Der Umbruch in der Realität und entsprechend auch im Verständnis von Kirche und Orden in den letzten vier Jahrzehnten

Wie war es in der Zeit vor dem Umbruch (also bis Ende der 60er Jahre)?

Das Dominikus-Ringeisen-Werk stammt wie der Großteil der pädagogischen und diakonischen Einrichtung der Orden bei uns noch aus der Epoche, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann und seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts spürbar zu Ende geht. Es ist die Epoche, in der die Kirche fast im ganzen west- und mitteleuropäischen Raum (und von daher auch in den Missionsländern!) die Sozialform eines großen, relativ homogenen und auch ziemlich geschlossenen *Milieus* besaß. Ich bin selbst in einem solchen katholischen Milieu im Rheinland groß geworden. Von der Wiege bis zur Bahre, über Kindergarten, Schule, Jugendgruppe, Freizeit, Berufsverbände usw., bewegte man sich großenteils in einer einheitlich geprägten katholischen Lebenswelt – gut abgeschirmt sowohl von den evangelischen Christen als erst recht auch von weltanschaulich liberalen, sozialistischen oder gar atheistischen Strömungen der Neuzeit.

Die Kirche wurde als eine homogene katholische Lebenswelt erlebt, eben als „Milieu“. Die große historische Leistung dieser Epoche bestand darin: Sie integrierte das persönliche Leben der Einzelnen und der Familie nahtlos in das kirchliche Leben, in die kirchliche

Glaubenslehre und in die kirchliche Moral; das alles passte gut zusammen; man war als Katholik in einer überschaubaren und gut verstehbaren Lebenswelt geborgen. Natürlich hatten diese Milieus auch ihre Nachteile, die ich so auf den Punkt bringen möchte: Man suchte die Nähe und fand leider auch die Enge (zumal in den Orden und Ordenschulen).

Autoreninfo

vollständige Angaben zum Autor stehen Ihnen in der gedruckten OK zur Verfügung.

Mit der rasanten Industrialisierung und Mobilisierung unserer Gesellschaft ab Ende der 1950er Jahre begannen sich diese Milieus erst langsam, dann aber immer schneller aufzulösen (ebenso bei der evangelischen Kirche, aber auch bei den typisch sozialdemokratischen Arbeitermilieus z. B. im Ruhrgebiet). Diese Auflösung ist also mit Sicherheit keine Folge des Konzils! Die Gründe dafür reichen viel tiefer in kulturelle und gesamtgesellschaftliche Umbrüche dieser Zeit hinein. Die verschiedenen Lebenswelten der Menschen vermischten sich auf einmal, und so verloren die Milieus allmählich ihre Bindungskraft und ihr Profil. Dieser Prozess geht unaufhaltsam weiter, selbst im katholischen Bayern.

Was bedeutet das alles für die *Orden*? In dem großen Jahrhundert der katholischen Milieus (von der Mitte des 19. bis etwa zur Mitte des 20. Jahrhunderts) entstanden sehr viele neue Seelsorgsorden und Missionsgesellschaften,

die durch ihre Werke das Gesicht der katholischen Kirche stark prägten. Insgesamt kann man diese Epoche als eine Blütezeit des katholischen Ordenslebens bezeichnen, bei allen nicht zu verbergenden Einseitigkeiten und Grenzen. Die Orden und ihre Werke waren zweifellos eine entscheidende Säule und Stütze des Milieukatholizismus, die ihn zusammenhielten und prägten. Sie galten durch ihre flächendeckende Präsenz als ein anschauliches, nachahmenswertes *Vorbild* für christliches Leben und kirchliches Engagement der anderen Christen, der Verbände und der Gemeinden. Sie genossen ein großes Ansehen unter den Gläubigen und übten auch eine starke Anziehungskraft auf junge Menschen aus; bildeten sie doch so etwas wie die Elite des katholischen Milieus – bis zu den großen kulturellen und gesellschaftlichen Umbrüchen seit Ende der 1960er Jahre, von denen auch die Kirche und die Orden nicht verschont blieben.

Die grundlegenden Veränderungen in Kirche und Ordensverständnis seit etwa 40 Jahren

Die herkömmliche Rolle der Orden hat sich in den letzten vier Jahrzehnten offensichtlich stark gewandelt und dies in Verbindung mit dem Wandel der Sozialform der Kirche generell. Denn was ist ab den 70er Jahren an die Stelle der katholischen Milieus getreten? Auf der einen (kleineren) Seite kam es zu einem lebendigen *Gemeindeleben* vieler sich aktiv engagierender Christen. Auf der anderen (immer größer werdenden) Seite ist Kirche in den Augen der meisten Menschen heute zu einer „religiösen Dienstleistungsgesellschaft“ geworden.

Sie ist eben eine öffentliche Institution, die für religiöse, spirituelle, soziale und pädagogische Bedürfnisse unserer bürgerlichen Gesellschaft zuständig ist. *Dafür* gibt es die Kirchen, *dafür* bezahlt man sie, *dafür* nimmt man sie gelegentlich in Anspruch, ohne sich weiter an sie zu binden oder sich in ihr zu engagieren. Inzwischen liegt die Zahl dieser von mir liebevoll als „treue Kirchenferne“ bezeichneten Christen in der deutschen katholischen Kirche bei 85 bis 90 Prozent aller Getauften.

Was bedeutet dieser Wandel im Kirchenverständnis für die Orden und ihre Werke? Die gleichen Werke, die größtenteils bis heute weitergeführt werden, haben in der so gewandelten Sicht der Kirche auch einen anderen Sinn bekommen: Sie gelten in den Augen unserer Zeitgenossen, ob getauft oder nicht, ob aktive oder inaktive Kirchenmitglieder, als kirchliche Dienstleistungen der „besonderen Art“. Sie tragen eben in vielen Bereichen noch immer das Gütesiegel *authentischer christlicher Diakonie* für diese gesamte Gesellschaft.

Die große Beliebtheit von Schulen, Sozialeinrichtungen und geistlichen Zentren (mit ihren Meditations- und Lebenshilfeangeboten), die früher von Orden getragen wurden und in denen heute noch einige Ordensleute präsent sind, spricht eine deutliche Sprache. Denn hier sehen oder zumindest vermuten die Menschen noch kirchliche „Vollprofis“ am Werk, die zusammen mit einem großen Mitarbeiterstab ihre soziale oder pädagogische oder spirituelle Arbeit „professionell“, also kompetent und gekonnt ausüben. Das heißt, man erfährt in diesen Werken noch immer ein vertrauenerweckendes Maß an christlicher Identität, an traditionell

christlichen Wertmaßstäben, vor allem, was Uneigennützigkeit, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit angeht. Das suchen die Menschen hierzulande noch immer bei der Kirche und speziell auch bei den Orden.

Allerdings gilt umgekehrt auch: Der *hinter* all den so gesuchten Werken der Orden stehende und sie motivierende *Glaube* an den menschengewordenen Gott und die dafür gewählte Lebensform der Nachfolge Jesu in den Evangelischen Räten werden zwar irgendwie respektiert, aber fast kaum mehr verstanden; noch viel seltener werden sie als Vorbild für eine eigene Lebensentscheidung oder als Zeichen für eine christliche Lebenskultur generell angenommen. Die meisten Menschen sind in der Regel eher dankbar, wenn diese Dimension des Glaubens, der Nachfolge Christi, der eigenen Kirchlichkeit diskret im Hintergrund bleibt und man nicht allzu deutlich mit bestimmten Erwartungen an die eigene Glaubens- und Lebenspraxis konfrontiert wird. Denn bei aller Anziehungskraft und aller Anerkennung unserer Dienste und Werke kommt im Hinblick auf die Lebensform der Evangelischen Räte die kulturell empfundene *Fremdheit* eines authentisch gelebten christlichen Glaubens noch viel schärfer als sonst in der Kirche zum Vorschein.

Diese kulturelle Kluft zwischen einem Ordensleben in Armut, Keuschheit und Gehorsam und den modernen Lebensstilen und Lebensgefühlen gerade junger Menschen ist im deutschsprachigen Raum (viel mehr als etwa in Frankreich) inzwischen immens geworden. Darum können sich nur noch ganz vereinzelt und meist auch nur solche Menschen, die schon einige anderweitige Be-

rufs- und Lebenserfahrung gesammelt haben, ernsthaft vorstellen, diese Kluft in einem auf Dauer auch glückenden Leben überwinden zu können. Natürlich spielt dabei zusätzlich auch eine Rolle, ob es sich um einen Männerorden mit der Möglichkeit, Priester zu werden, handelt oder um einen Frauenorden, für den die katholische Kirche diese Möglichkeit nicht (oder noch nicht ...) vorsieht. Es spielt ebenfalls eine Rolle, ob es ein Orden ist, in dem stärker das kontemplative Element bestimmend ist oder die apostolisch-diakonische Tätigkeit oder eine Mischform von beidem. Jüngere Frauen, die sich für das Ordensleben interessieren, scheinen heute eher eine entschieden kontemplative Ausrichtung zu suchen. Dennoch bleibt bei all dem entscheidend: Die allen Orden gemeinsame Lebensform der Evangelischen Räte ist in unserer Kultur (und damit eben auch bei sehr vielen Christen) eher zu einer exotischen Rarität geworden. Etwas karikierend gesagt: Man betet durchaus um Ordens- und Priesterberufe, aber häufig doch auch mit dem leisen Hintergedanken: Lieber Gott, nimm sie aber bitte nicht aus meiner eigenen Familie; Enkelchen wären uns eigentlich doch lieber ...

Perspektiven für Ordensgemeinschaften, die ihre Identität nicht mehr vornehmlich aus ihren Werken beziehen können

Wie können sie ihrer traditionellen Ordensspiritualität treu bleiben, also eine gewisse Stabilität und Kontinuität wahren, und sich doch zugleich in Bewegung bringen lassen auf ein erneuertes, der neuen Situation entsprechendes geistliches Verständnis hin?

Vor einem Jahr stand ich schon einmal vor solchen schwierigen Fragen, und zwar bei einem geistlichen Tag für die Ordensschwester im Bistum Osnabrück. Sie hatten um einen Vortrag zum Thema gebeten: „Was dürfen wir hoffen – und zwar für das Leben, das uns hier auf Erden noch geschenkt ist, und dann einst für das Leben der kommenden Welt?“ Auf den zweiten Teil dieser Frage zu antworten, war für mich als Spezialist in eschatologischen Fragen nicht allzu schwierig. Dagegen tat ich mich mit dem ersten Teil der Frage ziemlich schwer. Aber da hat mir der Heilige Geist eine gute Idee eingegeben: Ich habe einfach mit einigen Schwestern aus verschiedenen Ordensgemeinschaften, die ich gut kenne, telefoniert, ihnen diese Frage gestellt und sie um eine persönliche Antwort gebeten, damit sie mir etwas auf die Sprünge helfen. Das haben sie dankenswerterweise auch getan. So kann ich auch heute ihre Antworten als Ausgangspunkt nehmen und von dorthin einige konkrete Perspektiven andeuten.

Eine kleine Blütenlese aus den Antworten verschiedener Schwestern

Das Erstaunlichste für mich war: Alle Antworten zeugten von einem *gläubigen Realismus*. Das heißt, keine der Schwestern sagte: „Meine Hoffnung ist vor allem darauf gerichtet, dass in absehbarer Zeit doch endlich wieder ein ganzer Schwung junger Frauen bei uns eintritt und dass unsere Gemeinschaft wieder so blühen wird wie noch vor 30 bis 40 Jahren.“ Solche Hoffnung mag vielleicht auch im Hinterkopf gewesen sein, aber sie stand offensichtlich nicht im Vordergrund.

Diese Schwestern wollten keineswegs dem Handeln Gottes Grenzen setzen und Wunder ausschließen. Aber sie sahen und akzeptierten doch nüchtern den tiefgreifenden Wandel der letzten Jahrzehnte in unserer ganzen Gesellschaft und Kultur, den ich im ersten Teil kurz skizziert habe. Aber auch keine der befragten Schwestern dämonisierte die gegenwärtige Situation in unserer Gesellschaft (Stichworte: eine gottlose, vom Teufel beherrschte Gesellschaft, in der alles nur noch bergab geht u. Ä.). Nein, kein wehleidiges Jammern und Schimpfen über die schlechten Zeiten sprach aus ihren Antworten.

Im Gegenteil: Ihre Antworten waren getragen von einem großen Gottvertrauen; sie vertrauten darauf, dass auch die jetzige Situation des Wandels, des Abschiednehmens, des Loslassens, auch des vielfältigen Sterbens von Personen, Gemeinschaften und Werken eine *Zeit des Segens und des Heils* ist. Eine Schwester hat es so auf den Punkt gebracht: „Ich bin davon überzeugt, dass Gottes segnende Hand auf unserer Gemeinschaft liegt, auch wenn wir schon seit vielen Jahren keine ewige Profess mehr hatten; er schenkt uns so viele kleine Hoffnungszeichen, die mein Vertrauen nähren.“ Oder: „Mit uns ist kein Staat mehr zu machen, wir sind großenteils alt und schwach geworden. Aber ich vertraue darauf, dass Gott aus unseren Restmöglichkeiten noch immer viel Segen für die Menschen erstehen lassen kann – wie auch immer.“ Z. B. aus dem Gebet für die Nöte der Menschen; aus der Treue, in der wir unser Ordensleben Tag für Tag weiterpflegen; aus der Gelassenheit, die Dinge ohne Bitterkeit loslassen zu können („Wer loslässt, wird gehalten“) usw.

Ich könnte noch mehr zitieren; es mag hier genügen. Das Fazit: Entscheidend für unseren Blick in die Zukunft und für eine mögliche, konkrete Perspektive ist, die Wirklichkeit unserer Kirche und der Orden in gläubigem Realismus wahrzunehmen, sich darauf einzustellen und sich dementsprechend in seinem Bild von zukünftiger Kirche und zukünftigem Ordensleben umzustellen. Eine solche Einstellung dürfte eine starke Quelle des Vertrauens und der Hoffnung sein. Gott sei Dank erlebe ich das bei vielen Ordensleuten heute. Liebe Schwestern und Brüder, mit dieser Einsicht sind wir in der Lage, drei konkrete Perspektiven für Ordensgemeinschaften mit pädagogischem oder diakonisch-karitativem Schwerpunkt (wie Ihre Gemeinschaft hier) anzudeuten, und dies im Spannungsfeld von Stabilität und Mobilität, von Tradition und Erneuerung.

Neue Möglichkeiten der Präsenz von Ordensleuten in ihren – oft weiterhin blühenden – Werken

Bis vor einigen Jahrzehnten waren die meisten Ordensschwestern und Ordensbrüder durch ihre *Arbeit* in den Werken präsent. Dazu sind die meisten inzwischen zu alt. Aber die Arbeit ist nicht die einzige und vielleicht sogar (wer weiß?) nicht einmal die fruchtbarste Weise von Präsenz für das Reich Gottes. Es gibt noch eine andere, höchst wirksame Präsenz, die sicher alle kennen und auch praktizieren. An einem kleinen Beispiel möchte ich diese Präsenz und ihren Wert aufzeigen – an einem Beispiel aus meiner Jugend- und Kinderseelsorge. Was war für das junge Völkchen das Wichtigste bei einem Seelsorger? Ganz

einfach: dass der Pater da war! Das allein schon gab ihnen das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit; er musste nicht bei allen Spielen und Aktionen mitmachen; er musste einfach in der Nähe sein. Dieses einfache Dasein und Dabeisein kennzeichnet auch die Spiritualität der Kleinen Brüder und Schwestern Jesu. Ihre Präsenz gilt den untersten Lohngruppen der Arbeitswelt. Sie zielt v. a. auf eine Freundschaft mit den Armen, überhaupt nicht auf ein soziales Engagement für sie. Auch die Gemeinschaft der Arche von Jean Vanier und die weltweite geistliche Bewegung von Sant'Egidio (in Deutschland leider nur in Würzburg vertreten) haben sich diese Spiritualität von Charles de Foucault angeeignet; so bringt es der Gründer von Sant'Egidio, Andrea Riccardi, auf den Punkt: „Kennt ihr die Armen eurer Stadt, und zwar so, dass ihr Freunde unter ihnen habt?“

Nun könnte ich mir vorstellen, dass diese Spiritualität auch vielen Schwestern und Brüdern (nicht nur den Pensionären!) in unseren Ordensgemeinschaften eine sinnvolle Lebensperspektive für sie selbst und die ganze Kommunität vermitteln könnte. Also nach dem Motto: „Kennt ihr die Armen in euren Werken (oder solche, die euch früher einmal anvertraut waren), und zwar so, dass ihr mit einem oder zweien oder dreien (nicht zu vielen) behinderten oder alten Menschen (oder Ehemaligen) eine echte Freundschaft zu schließen bereit seid, dass ihr also auch eure Freizeit gern und ausgiebig mit einem solchen Menschen teilen wollt?“ Vermutlich trage ich mit einem solchen Vorschlag in diesem Haus nur Eulen nach Athen; aber er liegt mir am Herzen; denn aus der „Arche“ (einer Lebensgemeinschaft

mit geistig behinderten erwachsenen Menschen) weiß ich, wie bereichernd die Pflege solcher Freundschaften für beide Seiten ist und wie sehr dies die Atmosphäre einer Gemeinschaft prägen kann.

Inmitten des jeweiligen Werkes ein kleines „Biotop des Glaubens“ einrichten

Der Ausdruck „Biotop des Glaubens“ stammt aus dem Rundschreiben der Deutschen Bischofskonferenz aus dem Jahr 2000: „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“. Die Bischöfe verstehen darunter kleinere oder größere Glaubenszellen, eine Art „spiritueller Tankstellen“ (Christian Hennecke), zu denen gläubige Menschen von überall her kommen, um dort noch etwas kräftigere Nahrung für ihr geistliches Leben zu bekommen, was im normalen Leben vieler Pfarrgemeinden kaum mehr möglich ist. In diesem Sinn haben bereits viele apostolisch tätige Ordensgemeinschaften inmitten ihrer Kommunität ein sogenanntes „Geistliches Zentrum“ eingerichtet, in dem auch die authentische Spiritualität der jeweiligen Gemeinschaft vermittelt werden kann.

Es hat mich sehr gefreut, dass ich in der Festschrift zum 150. Todestag von Dominikus Ringeisen genau diesen Gedanken in einem Artikel von Sr. Katharina Wildenauer CSJ über die „Caritas-Spiritualität der St. Josefskongregation heute“ wiedergefunden habe: „Da sich unsere Gemeinschaft auch einer seelsorglichen und gemeindlichen Aufgabe verpflichtet weiß, bereichert sie das bunte Gefüge der Kirche. Räume und Orte der Gottese Erfahrung haben deshalb hohe Priorität. Auf diese Weise

soll Ursberg ein ‚Biotop‘ sein, wo Leben gelingen und heil werden kann. Nicht selten suchen Mitarbeiter und Heimbewohner religiöse Orientierungshilfe. Unser Lebenszeugnis in Wort und Tat ist hier gefragt. Der Suche nach dem Sinn des Lebens wollen die Schwestern begegnen, indem sie sich dem Miteinander mit den Menschen öffnen. Sie möchten den anderen ihre Zeit und ihr Gebet schenken. Aus diesem Bestreben haben sich der Franziskus-Kreis und die Franziskanische Jugend Ursberg entwickelt. Es bestehen in den einzelnen Wohnheimen religionspädagogische Fachdienste, in denen MitarbeiterInnen und Schwestern wirken. Haus Emmaus hat stets eine offene Türe für jeden, der in Ursberg Orientierung finden will. Dies sind Ansätze, die für die kommende Zeit sicher immer mehr an Bedeutung gewinnen werden“.

In der Tat: Ich sehe darin sogar eine der größten Chancen von Ordensgemeinschaften, deren Mitglieder nicht mehr in den Werken aktiv mitarbeiten können. Denn in solchen geistlichen Zentren oder „Biotopen“ finden jene Menschen einen angemessenen Ort, die auf der Suche nach Vertiefung des Glaubens, nach Erfahrungen der Stille und der Nähe Gottes sind. Wie die ganze Kirche müssen sich auch die Orden verstärkt auf die „Suche nach den Suchenden“ machen (E. Tiefensee). Solche wirklich nach Gott und seinem Reich Suchenden findet man kaum noch durch die traditionellen volkscirchlichen Vollzüge in den Gemeinden – im Unterschied wohl zu früher. Die von mir hier gemeinten Suchenden sind heute eben anspruchsvoller, was das tiefe, existenzielle Berührtwerden durch Gottes Nähe und Liebe angeht. Ihnen Orte und

Menschen bereitzustellen und auch dafür auszubilden, die sie bei ihrer Suche begleiten, die ihnen Rast auf ihrer spirituellen Pilgerschaft geben können – das dürfte durchaus eine zukunftssträchtige Perspektive für Ordensgemeinschaften sein, die ihre Verantwortung für große Werke in andere Hände legen müssen. Dieser Vorschlag wird noch durch die absichtslose, aber keineswegs unrealistische Hoffnung verstärkt, dass unter denen, die bei einer bestimmten Ordensgemeinschaft eine solche geistliche Heimat gefunden haben, wohl auch solche Menschen zu finden sind (allerdings meist nicht mehr die Jüngsten), die bei sich eine Berufung zum Ordensleben, zum gemeinsamen Leben nach den Evangelischen Räten entdecken und diese auch auf Dauer leben wollen. Das werden keine Massen mehr sein, aber vermutlich doch so viele, dass auch hier im deutschsprachigen Raum (wie z. B. in Frankreich) ein buntes Netzwerk von alten und neuen „Biotopen des Glaubens“ wachsen kann; es ist ja bereits im Entstehen begriffen.

Die anschauliche Vergegenwärtigung der Lebensform Jesu

Ich greife noch einmal auf eine Antwort einer Schwester zurück, die ich letztes Jahr anlässlich des Ordensstages in Osnabrück befragt hatte. Sie sagte mir: „Das ehrliche und glaubwürdig gelebte gemeinsame Leben nach den Evangelischen Räten trägt seinen Sinn in sich selbst, unabhängig davon, wie groß der Nachwuchs ist oder wie viele Arbeiten noch geleistet werden können.“ Warum trägt dieses Leben einen *Sinn in sich selbst*? Wohl einfach deswegen, weil es die konkrete Lebensform des armen,

keuschen und gehorsamen Jesus heute in der Kirche und in der Welt präsent hält. Dies hat bereits das Zweite Vatikanische Konzil als *den* entscheidenden Sinn des Ordenslebens hervorgehoben (LG 44).

Dieser Dienst der Orden dürfte gerade heute dringend vonnöten sein. Nach meinem Eindruck tritt im Glaubensbewusstsein und in der Frömmigkeit vieler katholischer Christen hierzulande die Gestalt Jesu Christi immer mehr in den Hintergrund. Sich Gott als universal bergende, schützende und segnende Macht vorzustellen oder oft noch unkonkreter: Gott als eine die ganze Natur und den Kosmos beseelende Kraft- und Energiequelle zu vermuten – solche (durchaus auch einen Wahrheitskern in sich enthaltende) Gottesbilder schieben sich im gläubigen Bewusstsein heute mehr und mehr in den Vordergrund. Mit der *Menschwerdung* dieses Gottes in Jesus Christus dagegen und generell mit dem innergeschichtlichen Heils Handeln Gottes, von dem die Bibel und das Credo zeugen, tun sich heute auch viele engagierte Christen schwer. Von daher sehe ich für ein gemeinsames Leben nach den Evangelischen Räten, egal wie viele dieses Leben teilen und wie alt sie sind, doch eine große Chance, diesem Trend, Gott immer mehr in eine unanschauliche Transzendenz verschwinden zu lassen, einfach durch ihre Lebensform zu widerstehen. Indem sie so zu leben versuchen wie der irdische Jesus, halten sie ihn den Menschen *anschaulich* vor Augen, so dass er bei uns nicht einfachhin „aus den Augen, aus dem Sinn“ gerät. Andernfalls würde wohl mit der Zeit Jesus Christus nur noch ein blasses Dasein in theologisch-liturgischen Formeln oder in biblisch-

katechetischen Erzählungen fristen. Das aber wäre eine große Verarmung des authentischen christlichen Glaubens.

Ich habe versucht, im ersten Teil die veränderte Situation der Orden und ihrer Werke aufgrund tiefgreifender kultureller Veränderungen der letzten Jahrzehnte ein wenig verständlicher zu machen. Im zweiten Teil ging es mir darum, drei Perspektiven aufzuzeigen, die den Blick in die Zukunft weiten und befreien könnten: Ich habe auf die Möglichkeit einer neuen, auf Freundschaft mit den Armen angelegten Präsenz in den Werken hingewiesen; dann die Einrichtung geistlicher „Biotope des Glaubens“ in den Gemeinschaften und Werken angeregt und schließlich den Dienst der Veranschaulichung Jesu Christi durch die glaubwürdig gelebte Lebensform der Evangelischen Räte hervorgehoben. Vielleicht können diese Perspektiven ein wenig mithelfen, nicht die Hoffnung zu verlieren (oft genug gegen alle Hoffnung), dass sich hier und heute auch bei den Orden die Verheißung Gottes an – den seinerzeit ja auch bereits 75-jährigen – Abraham erfüllt: „Du sollst (und kannst) ein Segen sein“ – für die Kirche wie für die Menschen unserer modernen Lebenswelt; zumal für jene, die uns in unseren Werken und Gemeinschaften von Gott anvertraut sind oder es einmal waren.

.....

¹ Vortrag im Kloster Ursberg zum 125-jährigen Jubiläum des Dominikus-Ringeisen-Werkes der Franziskanerinnen von Ursberg am 14. November 2009.